ZEITSCHRIFTFÜRLITERATUR
UNDESSAYISTIK AUSGABE-FÜNF-2012

FAILURE NOTES:

„Ich bin vom Institut für hyperkorrektes Schreiben und Sprechen.”
E.K.

„Heute gibt es bunte Cocktails, morgen Goethe bis es stippt.”
F.B.

„Ah! Rauch im Auge!”
P.P.

„König der Massenmedien über Mittelmeeres sexuelles Null-Zubehör: Jagdzeit.”
M.M.

//

KATRIN BAUMER // ***ROTE SATINSCHLEIFEN***
.....SEITE 6

E. M. SCHNEIDER // ***WAHRHEIT***
.....SEITE 11

MARA PROKOP // ***DER GUTE WEG***
.....SEITE 14

REINHARD GIEBELHAUSEN // ***CURRYWURST*** (FOTOTEXT)
.....SEITE 19

SÉBASTIEN ZAEGEL // ***HOCHER LA TÊTE***
.....SEITE 20

JUNO MEINECKE // ***HANNA, DIE VIERTE***
.....SEITE 22

MARTIN HÖPPL // ***IM SÜDEN*** (FORTSETZUNGSGESCHICHTE)
.....SEITE 26

//

HEINER HENDRIX // ***KURZER PROZESS***
.....SEITE 31

HEIKE FRÖHLICH // ***MONTAG, 25. APRIL 2011***
.....SEITE 34

MARKUS MICHALEK // ***DER WOLF***
.....SEITE 36

IMPRESSUM
.....SEITE 41

//

Ich ... passe nicht her, sagen einige Blicke, sie zeigen dumpfe Verwunderung, ich bin eine Seltenheit in diesem ... Ambiente, zu jung, sehe zu gut aus, bin zu gut angezogen. Ich bin trotzdem dort und mittlerweile kennt mich der ein oder andere, respektiert mich in meiner Unpassendheit, klopft mir im Vorbeigehen auf die Schulter, wenn er vom Pissen kommt, während er mit der anderen Hand seinen Hosenstall zumacht. Das widert mich ein wenig an, mein Designerhemd und diese Hand, die vorher noch an diesem Schwanz war, aber gut, es ist Stoff. Stoff, den ich in das mitgebrachte Notizbuch kritzle, Aphorismen, es beeindruckt die Frauen, das ist geil, aber nicht nur deshalb. In dieses Buch zeichne ich, dichte, manchmal ein wenig Komposition, ich kann das alles. Was ich beruflich mache? Nun, ich geb' es offen zu, Sohn und Erbe. Aber gerade deshalb, weil ich keine Geldsorgen habe, weil ich nicht im Arbeitstrott zu versauern brauche, kann ich mich ganz meinen Passionen widmen.
Ich bin der Kneipenphilosoph. Ich beobachte die Menschen, die um mich herumsitzen, ihre dumpfen Alkoholikerfressen – und die Frauen. Die Frauen hier, die Frauen überhaupt. Ich liebe die Frauen. Die hier sind zumeist alt, verbraucht, verstört. Und darunter irgendwie interessant. Neulich, da war so eine aus ... ich weiß nicht mehr woher sie kam, Martha hieß sie und trug ein enges, türkises Oberteil und keinen BH. Ihre Brüste hingen nur wenig, sie nannte mich süßer Künstler, sagte, ich sähe aus, als bräuchte ich Lehren einer erfahrenen Frau und ob sie mir die geben sollte, diese Lehren. Ihr Atem roch stark nach Schnaps, es biss mir in der Nase, so nah beugte sie sich zu mir her, während sie sprach. Mein Kopf in der Bar an ihre weichen BH-losen Brüste gedrückt, ein wenig streng roch sie aber das turnte mich an in diesem Moment, ich dachte an das Notizbuch und wie ich über sie schreiben würde, einen Vierzeiler war sie mir wert, eine reife Frau, die mich lehren möchte.
Ich stellte mir vor, wie ich sie lehren würde im Endeffekt, ich, in der Blüte meiner Jahre und geübt – wie lange wohl war ihr Körper nicht mehr von Männerhänden berührt worden. Sie zahlte meine Rechnung und das Taxi zu ihrem Haus zahlte sie auch, auf der Sitzbank nahm ich ihr Gesicht zwischen meine Hände und küsste ihre Stirn, meine Lippen schmeckten nach Salz und ihrer fetthaltigen Tagescreme, aber ohne Scheiß, auf so was steht jede Frau, auf diese Geborgenheitstour. Ich strich ihr über die zerzausten Haare, da guckte sie ganz verzückt, nein,

eher weggetreten und dann kotzte sie mir auf meine Kalbslederschuhe von Joop.
„Ach Süßer“, murmelte sie kichernd und Speichel tropfte von ihrem Kinn. „Fuck“ brüllte ich, „Scheiße“, brüllte der Taxifahrer, „wir sind gleich da“, lallte Martha.
Waren wir auch, sie zahlte dem wütend vor sich hinstierenden Taxifahrer ein ordentliches Trinkgeld, von dem er die Reinigung zahlen konnte, danach wandte sie sich mir zu, hakte sich unter und trällerte: „Wir kümmern uns gleich um deine Schuhe, ja?“ Taten wir nicht, denn noch bevor sie es schaffte, ihren Schlüssel in das Türschloss zu stecken, wurde diese von innen aufgerissen, ein graumelierter, leicht untersetzter Mann starrte uns an, „Martha“, stammelte er, seine Züge verfinsterten sich, er packte Martha am Oberarm und zerrte sie nach drinnen: „Schon wieder? Bist du verrückt Martha, was denkst du dir denn?“ „Nur ein bisschen Spaß ...“ nuschelte sie, ich stand da wie bestellt und nicht abgeholt und plötzlich erschienen zwei kleine, blonde Mädchen mit Bärchenschlafanzügen im Flur, blinzelten verwirrt und fragten verschlafen: „Wer bist du?“
Ich floh wortlos und meine Schuhe warf ich noch in derselben Nacht weg.
Unfassbar, was bildet sich die überhaupt ein, die Alte? Lässt da ihre Familie zu Hause hocken und geht auf Sauftour ... hab’ sie seitdem nicht mehr in der Kneipe gesehen. Dafür aber jemand anderen. Sie sitzt da wie ich, schweigend, beobachtend und vor allem genauso unpassend. Blutjung und wunderschön, eine zierliche Asiatin, die unter dichten Wimpernvorhängen auf die Welt schaut. Ich steh ja auf Asiatinnen, die haben so niedliche kleine Füße, ich liebe kleine Füße bei Frauen, aber große auch, Models haben große Füße, ach, eigentlich mag ich alle Arten von Füßen, solange sie eine Frau durch die Gegend tragen. Die Asiatin in der Kneipe hat weinrote zierliche Lackschuhe an, mit Satinschleifen um die zarten Knöchel und mindestens 13 cm Absatz. Im Absatzhöhe abschätzen bin ich ziemlich gut.
Und wie sie diese alten Saufköpfe um sie herum angaffen! So einen Anblick haben die doch gar nicht verdient! Die Asiatin allerdings blickt zurück, lächelnd, kokett, scheinbar geschmeichelt. Also, ich würde ja den Teufel tun und die auch noch ermuntern, dann aber kommt mir die Erkenntnis: Sie spielt! Das macht mich total an, wie

das kleine Luder sich innerlich über diese Männer lustig macht, spöttisch lächelt und sich gleichzeitig in der Bewunderung von allen Seiten sonnt. Wahrscheinlich würde sie nicht mit der Wimper zucken, jeden einzelnen von denen auszunehmen wie eine Weihnachtsgans – nur dass die mit Sicherheit nichts haben, was man ihnen nehmen könnte, armes Ding, das sollte man ihr eigentlich sagen. Ich könnte es ihr sagen, ja doch, eigentlich ist es meine Aufgabe, ich meine, ich war schließlich so oft hier, ich habe den absoluten Durchblick. Ich bin der Kneipenphilo ... das hab' ich schon gesagt, oder?
So gewieft ist sie einerseits, und trotzdem so unglaublich naiv. Das reizt mich, also rutsche ich unauffällig mit meinem Bier in ihre Nähe. Ich positioniere mich so, dass sie mein Notizbuch gut sieht, schlage es auf und lege los, schaue sie immer wieder an dabei und tatsächlich blickt sie zu mir her, bemerkt mich gerade erst oder tut so, lächelt überrascht und schlägt die Augen nieder, dann steht sie auf und trippelt mit ihrem Bier in der Hand auf ihren Satinschleifenschuhen zu mir her, „Schreibst du", sagt sie, ich sage „Nein, ich versuche dich zu zeichnen. Aber es gelingt mir nicht recht, du bist zu schön."
„Ohhh!" begeistert schlägt sie die Hand vors Gesicht und reißt ihre Mandelaugen auf: „Du bist Künstler!"
Für diese Fälle habe ich mir ein Allerweltsfrauengesicht angeeignet, das ich mit ein paar Strichen hinkriege und das auch was hermacht. Und jede, wirklich jede erkennt sich in diesem Gesicht wieder und wie alle anderen japst auch sie, Mia heißt sie, aber ich dürfe sie Cherry nennen, wird sie mir fünf Minuten später erzählen: „Wie toll! Du hast ja gesegnete Hände!" Ich nicke bescheiden, sage „Jaja, manche sind eben mit einer Gabe beschenkt ... aber sag, was hat dich denn hierher verschlagen, meine Schöne?" Mia-Cherry zuckt verlegen mit den Schultern, kichert: „Ahhh ... Ich mag die bayerische Bier und die bayerische Männer, ist doch gut? Jaaaaa?"
Ich lache sie herzlich an und hoffe, sie bemerkt das schalkhafte Glitzern in meinen Augen. Das kommt nämlich immer gut. Offensichtlich bemerkt sie es, denn sie hängt an meinen Lippen, blättert durch mein Notizbuch und stößt immer wieder kleine bewundernde Laute aus. Entzückend ist sie, mit ihren schmalen, zartgliedrigen Händen, wie sie Seite um Seite umschlägt. Ich erzähl' ihr von mir und sage ihr, dass ich ihre Schuhe mag und ihr Lä-

cheln. Als ich für kleine Jungs bin, bestellt sie neue Getränke, zwei Jägermeister, sie drückt mir umgehend einen in die Hand und will Brüderschaft trinken, dabei hasse ich Jägermeister, aber was tut man nicht alles. Sie kichert verlegen, zarte Röte überzieht ihre Wangen, dann legt sie die Hand wie zufällig auf mein Knie, zieht sie wieder weg, ich packe sie und lege sie verschwörerisch zurück. In unseren Blicken ein stummes Verstehen, sie streicht mir übers Bein, langsam wandert ihre Hand nach oben, und mit ihren Augen immer meine fixierend wispert sie: „Lass uns gehen, ja?“ Ich nicke und stecke mein Notizbuch in meine Jackettasche, rutsche vom Barhocker – kurz wird mir schwarz vor Augen, hab ich wirklich so viel getrunken? Der Kreislauf sicher, zu schnell aufgestanden, das wird es sein, kurz tief atmen. Die zarte Asiatin hakt sich unter, erstaunlich stark ist ihr Griff, während sie auf roten Lackschühchen neben mir herstöckelt, gleichzeitig die Finger in den Mund steckt und nach einem Taxi pfeift, das prompt anhält. Was für ein Mädchen, und wie sie dann die Finger wieder aus dem Mund gleiten lässt, sie genüsslich ableckt und die Augen zu ganz schmalen Schlitzen zusammenzieht, eine zufriedene junge Katze. Sie nimmt mir mein Portemonnaie aus der Tasche als wir ankommen, hält dem Taxifahrer zu viele Scheine hin und lässt die Börse scherzhaft unter ihrem Kleid verschwinden. Dabei lacht sie, das kleine Luder, ich werd’ sie mir schon wiederholen, später, oben, gerade ist mir ein wenig schwindelig und ich muss mich auf jede Bewegung konzentrieren, aber wenn ich erst ein Glas Wasser – sie raubt mir die Sinne, als sie mich an meiner Krawatte zur Haustür zieht, na gut, kannst du haben, wenn du willst, süßes Miststück, wir taumeln durch den Gang, küssen uns leidenschaftlich, ihre Hände überall, wir fallen auf das cremefarbene Sofa – jeder, der möchte, dass seine Wohnung schick aussieht, hat ein cremefarbenes Sofa, das ist mir schon bewusst, genau deshalb hab ich mir ja auch eins gekauft. Wir fallen also auf dieses Sofa, wieder versagt mir mein Kreislauf kurz den Dienst, kotzübel ist mir, aber wie peinlich wär’ das denn, nein, so viel hab’ ich nicht getrunken. Ich atme tief ein und aus, dann stürze ich mich auf sie, versuche, ihr luftiges Kleid am Ausschnitt nach unten zu zerren, da springen sie mir schon entgegen, ihre prallen Brüste, echt sind die mit Sicherheit nicht, aber das ist mir vollkommen gleich. Ich stecke meinen Kopf direkt dazwischen, greife mit der Hand zwischen ihre Beine und ... halte plötzlich etwas zwischen

den Fingern, was da absolut nicht sein dürfte, warm und hart und ich – ein Alptraum, aber dann ...
Heller Tag, ich blinzle, es blendet, warum hat denn niemand die Vorhäng ... ich liege auf dem Sofa, halb ausgezogen, mit einem Schädel, als wäre ein Zug drüber gefahren. Vorsichtig strecke ich mich und stöhne, irgendwie hab ich mir was verrenkt, so blöd bin ich gelegen, reiner Wahnsinn, ich war echt völlig weg, Filmriss. Ich taumle in die Küche, um mir ein Glas Wasser zu holen, trinke es in einem Zug und versuche, meine Gedanken zu ordnen. Langsam, quälend kommt die Erinnerung wieder, bis mir plötzlich mit einem Schlag alles bewusst wird. Die Scham treibt mir das Blut ins Gesicht, ich starre meine Hände an und wasche sie sofort in der Spüle, während der Ekel mich schüttelt, dann taste ich nach meiner Geldbörse, weg! Stimmt, die hat sie ... er ... mir ja noch im Taxi abgenommen – später werde ich herausfinden, dass meine Wohnung ausgeräumt ist, alles, was irgendeinen Wert hatte, ist weg, aber ist ja auch völlig egal, mein Gott, zwei Tage später wird mein vor Mitleid zerfließender Alter mit einer Wagenladung voller Technikgeräte vorfahren – das einzige, was ich mich frage, ist: Wie? Wie zum Teufel ... Ich hatte doch gar nicht ... aber dann fällt's mir wie Schuppen von den Augen: Der Jägermeister, das Brüderschaftstrinken! Irgendwas muss mir die Ratte ins Getränk ...
In meiner Jackettasche ertaste ich etwas, greife hinein, doch es ist nur mein Notizbuch. Darin klebt eine rote Satinschleife. Was das Verrückte ist – ich lasse sie kleben, direkt neben der Zeichnung, und ich ertappe mich dabei, wie ich immer mal wieder an der Schleife herumstreichle als wär' sie was wert. Dann möchte ich mich ohrfeigen dafür.

Die Unersättlichkeit eines leeren Blattes vor'm Ansetzen der Feder. Das wahnsinnige Weiß das Melville uns beschrieb. Der Unterschied zwischen einem vollgefüllten Blatt=papier und dem Potential, das ihm innegewohnt hat, lässt uns an unserer Entscheidung verzweifeln.

Beim Betreten der alten Bibliothek befielen mich neue Gefühle. Nicht, wie sonst, die Ähnlichkeit mit den Kirchenbesuchen meiner Kindheit, jenes Sich-geborgen-Fühlen in der Idee vom blätternen Gott, aufgeteilt in aneinander gereihten Einbänden, Milliarden von Buchstaben in Reih' und Glied: die in die Praktikabilität der Ordnung gewendete Weisheit. Irgendwo dort liegt sie (die Wahrheit), man bräuchte nur hinlangen, aus Tausenden das rechte (Buch) erwischen, von den Sätzen und Absätzen den Zeitgeist abstreifen, als ob man ein archäologisches Artefakt freilegte und sie (die Wahrheit) dann zwischen den Zeilen erhaschen. Ich stellte mir die Wahrheit immer als altes Buch vor; staubig, unscheinbar, abgenutzt, Halbleinen. Unbeachtet im Schatten der Philosophie- oder Sinologieabteilung auf den Richtigen wartend. Ich mochte es, die abstrakte, von strengen Metaphysikern ersonnene Auffassung von Wahrheit durch die Idee zu ersetzen, man könnte – mit ein bisschen Glück – die Wahrheit sofort greifen, ausleihen und dann zwei Monate daheim für sich alleine haben. Balzac sagt: „Vielleicht finden wir die Wahrheit nur durch Zufall", und gibt ein ernüchterndes Beispiel an Zurückhaltung und Demut: eine Anleitung für allzu Begierige. Es ist ohnehin ein schwierig' Ding mit der Wahrheit, der Sache an sich, Gut, Böse, Unendlichkeit, Ewigkeit, Gott etc. Vielleicht waren wir zu aufdringlich. Wie einem plumpen Versuch der Anmache wich sie (die Wahrheit) uns aus, außer Reich- und Greifweite, ins Unbegreifbare, ins Unerreichbare, denn alles Essentielle flieht die Aufmerksamkeit, wie die Tiere des Waldes das Feuer des Brandes. Und um die Jämmerlichkeit solcher Gedanken zu vergessen und, vor allem! die logischen Konsequenzen, deshalb diese Idee.
Nur heute war nichts von allem, als ich hineinging, allen Lärm, alles Grelle, alle Trivialität (wie immer) hinter mir zurückließ und die ersehnte Einsamkeit mich mit schiefem Lächeln begrüßte. War da nicht etwas in ihrem

Blick? Ich hatte keine Kraft mich damit zu befassen. Im Vorübergehen beäugte ich die Anwesenden: einen alten Mann im Tweed, der Platons Phaidon vor sich liegen hatte (wohl wegen der Brisanz), ein paar Studenten, für die ich mich nicht sonderlich interessierte und die Mitarbeiter, grau in grau. Die Studenten machten mich lachen, wir sind verzogene Erben, die nicht zu erahnen imstande sind, was man ihnen hinterließ. Kurz: Es beruhigte mich ungemein, keine kleinste Veränderung entdecken zu müssen.
Ich kam nicht zuletzt wegen der Monumentalität des Baues hierher, die einen sich abwechselnd ungleich größer oder kleiner fühlen ließ als man war, was mir gut gefiel. Die Akustik eines Domes darf schon als seine wesentliche Rechtfertigung gelten. Wer widerspricht, hat nichts verstanden. Sich in der Bibliothek herumzutreiben, um ein wenig von der fleckenhaft uns umflorenden Vergangenheit in uns aufzunehmen; so etwas wie eine unendliche Angelegenheit. Deswegen unendlich, weil in jedem der Regale hinter jedem noch so unscheinbaren Titel eine Wunderbarkeit (eine Wahrheit) lauern könnte.
Es geht nicht ums Lesen allein. Es geht ums Alleinsein, wenn man sich in der letzten Ecke hinter einem Stapel Bücher verschanzt. Dieser Zustand erlesener Unbrauchbarkeit, wie ihn Rousseau in seinen „Träumereien“ beschrieb, der ist reine Freiheit. Nicht wie die Studenten da drüben lesen, um etwas zu tun, sondern lesen und etwas anderes hätte tun sollen. Noch ließ ich mich nicht aus der Ruhe bringen. Es (das Gefühl) würde sich schon einstellen, wenn ich ein bisschen zwischen den Büchermauern umherschlich, dieses hochkomprimierte Notgepäck für längere Aufenthalte am Rande der Gesellschaft. Wissen Sie, Sie können mich verurteilen, es als ein monastisches Geplänkel bezeichnen oder Realitätsflucht, aber eines möchte ich entgegenhalten. Die Langweiligkeit der Welt ist fortschreitend und unaufhaltsam. Wir können nur dabei zusehen, wie die Mysterien, Wunder, Zaubereien unter der Beweislast der Wissenschaft zusammenbrechen. Warum ich nichts dagegen tue? Ein literarischer Vielfraß hat mehr geleistet, wenn er einem Freund von der Wiederentdeckung eines längst vergessenen Schriftstückes erzählt, als die jahrelange Agitation eines verbitterten Rebellen, wenn ich einmal – Sie gestatten – der Kontemplation das Wort reden darf. Denn vielleicht ist meine Existenz nur darauf begründet,

ein Vergessen zu verhindern, das einem alten Schriftsteller droht, wenn sein Werk nach Jahrhunderten in eine dürre, geistfeindliche Umgebung gerät. Entschuldigen Sie bitte, damit wollte ich sie nicht belästigen, es ist nur ...
Ich musste eingeschlafen sein, denn ich hatte mit niemandem gesprochen. Da war ich sicher. Meine Gedanken mussten sich im Traum vermengt haben, sodass ich dachte, ich hätte eine Unterhaltung. Mein Arbeitsheft war aufgeschlagen und ich las mit Entsetzen:

„Gibt es demoralisierenderes, als der Gedanke an eine volle Bibliothek? Dass man, auch wenn man zweihundert Jahre alt würde, nicht einmal den Kern des Kerns erfassen könnte? Was sind Essen, Schlafen, Freunde anderes als Nebensache, wenn einem nur ein Regal zur Aufgabe wird, nichts als störende Zeitverschwendung, blanker Hohn angesichts der mich angrinsenden, nicht gelesenen Bücher!“

Ich war nie wieder dort.

Wir haben Dienstag. Er verkriecht sich unter den Laken. Er möchte nichts mehr sehen. Nicht heute, kein Zuschauer seines eigenen Lebens sein, ein belangloser Held. In der Arbeit anrufen und sich krank melden, das wird er tun, das ist eine gute Idee, er wird die Wahrheit sagen, dass er nicht aufstehen kann, dass er es nicht schafft sich aus dem Bett zu erheben, diese kleine Bewegung zu tun, sich aufzurichten und dann die Beine über die Bettkante hinaus zu legen, um sie dann langsam auf den weichen grünen Teppich aufzusetzen, und dann nach einem fast unhörbaren Seufzer die Kraft, den Willen einer Möglichkeit, einer einzigen ruckartigen Bewegung in sich zu spüren und endlich aufzustehen. Sollen Sie ihn doch feuern, sollen Sie ihn doch auslachen, denkt er sich, nur aufstehen kann er heute nicht, auf seine Beine ist kein Verlass, nur seine Arme gehorchen ihm noch, der eine jedenfalls, der nach dem Handy greift auf dem kleinen Beistelltisch neben der rechten Seite seines Bettes. Er wählt die Telefonnummer, hört das Klingelzeichen, seine Stimme ist auch auf seiner Seite, klar und beherrscht, spricht er es aus, das lange Schweigen das folgt, bestärkt ihn das er das Richtige tut, gibt ihm die Sicherheit, dass er es wirklich ausgesprochen hat, dass es echt ist, dass das alles wirklich passiert. „Bist du verrückt?“, kommt es als Antwort, drei einfache Worte, die in dieser Reihenfolge zusammengesetzt keinen Sinn ergeben, überlegt er sich, wartet vielleicht eine halbe Minute, antwortet dann mit einem „Ja!“ und legt auf. Unwillkürlich muss er lächeln, natürlich ist er nicht verrückt, aber irgendwie fühlt er sich frei.
Wir haben eine angebrochene Minute eines Tages eines Lebens, das möglich wäre. Er wird diese Stadt verlassen, diese Stadt, die keine ist, wie es die junge Musikerin aus Österreich gesungen hat, verlass die Stadt, die keine ist, verlass die Stadt, verlass die Stadt. Dieser eine Satz hat eine Lawine ins Rollen gebracht, hat sein Innerstes im wahrsten Sinne des Wortes gesprengt. Zuerst hatte er gar keine Lust auf das gestrige Konzert, aber ein Freund rief an, sagte, dass er Karten habe und er ließ sich überreden. Danach konnte er nicht schlafen, lief in seiner kleinen Wohnung von einem Zimmer ins andere, rauchte viel zu viel, und konnte diesen einen Gedanken nicht aus seinem Kopf verdrängen. Er hatte Lust mit jemanden darüber zu sprechen, wusste aber nicht, wen er um diese späte Stunde, wen er überhaupt anrufen konnte. Er betrachtete seine ganze Existenz als eine Verschwendung an

Leben, an Zeit, an Kraft. Irgendwann schlief er dann doch ein, aber den Gedanken vergaß er nicht, dieses Lied des Abschieds, diese Melodie des Neubeginns. Er wird diese Stadt verlassen, er wird gehen, die Welt ist groß, was hat er zu verlieren, er kennt den Weg, den falschen und den richtigen, er kennt die ambivalenten Zuckungen seines Herzens. Er packt seine Sachen, viel wird er nicht mehr mitnehmen, viel wird er nicht mehr brauchen.
Wir haben das Ende des Monats. Er ist dabei sein viertes, vielleicht sein fünftes Glas zu leeren, irgendeinen Drink mit Früchten, mit geringem Alkoholgehalt, aber dafür in schönen hellen Farben, den Namen merkt er sich nicht, er zeigt nur jedes Mal auf das leere Glas und der Kellner bringt ihm ein neues, das er dann auf den kreisförmigen Tisch stellt, immer mit den aufgespießten Früchten, die von ihm weg, in Richtung Meer zeigen. „Was für ein Service“, denkt er sich, nachdem er festgestellt hat, dass das kein Zufall ist, dass man hier das Wohl und die Zufriedenheit des Gasts über alles stellt, nicht einmal das stumpfe Ende eines Plastikstils darf einen bedrohen, darf irgendeine Art von Feindseligkeit gegenüber dem gut betuchten Gast eines fremden weit entfernten Landes zeigen, eine Art von Unstimmigkeit, die der Freundlichkeit und der paradiesischen Kulisse widerspricht, für einen Traum, für die Art von einem Traum, der ihn zwei Monatsgehälter gekostet hat, den er sich geleistet hat, weil er es wollte. Er denkt immer noch darüber nach, es gibt keine Zufälle, das wäre doch zu einfach. Er nippt an seinem Glas und versenkt sich in die Betrachtung des pazifischen Ozeans.
Wir haben die Minute eines angebrochenen Tages eines Lebens, das möglich wäre. Er hat das Resort verlassen, die Stätte seiner eingeimpften Glückseligkeit, hat die sauberen Zimmer verlassen, die frischen Handtücher, die Annehmlichkeiten einer Anlage, die das Paradies verkauft. Er hat das Paradies verlassen, das helle, das besonnene, hat es eingetauscht gegen das Chaos eines Traums, gegen die Möglichkeit einer Freiheit, die in ihm schlummerte seit Anbeginn einer Sehnsucht, die er niemals aufgegeben hat, und was ihn am meisten überraschte, war die Tatsache, dass es so einfach war, dass es einfach war zu gehen, seine bereits bezahlte Suite zu verlassen, auf das Geld zu scheißen, das er verloren hatte, auf den Komfort zu verzichten, der ihn ermüdete und vor allem auf die bunten Cocktails, die ihm eigentlich nicht schmeckten. Alles war so einfach, man musste es nur tun. Alles, was

passierte und was man erlebte, führte nur zu einem Ziel, das wusste er jetzt, das hatte er begriffen, alles, was er wollte, war nur dieses eine Ziel, war das Glück, das er bereitwillig opferte für das Glück, das er bestimmend einforderte. Als er das Gewohnte verließ, als er ging, wusste er nur eines sicher, dass dieser Traum – sein Traum vom Paradies – echt war.
Wir haben ein neues Jahr. Er lehnt an der Fensterfront und betrachtet die Wüste, betrachtet den Sand, die Luft wie sie sich in Wolken aus Staub verwandelt, kleine und große Wirbel aus Staub, undurchsichtig und fein, fast schon trostlos. Er weiß, dass hinter dem Staub eine Stadt liegt, die er nicht betreten wird. Er fragt sich, ob ihm diese Stadt gefallen würde, verwirft aber den Gedanken und schaut auf seine Uhr. Die Zeiger scheinen still zu stehen. Alles bewegt sich hier langsamer, an diesem unwirklichen Ort, so als würde man aufhören zu atmen, als würde man alles vergessen, in diesem überdimensionalen Glaskasten, mitten im Nirgendwo, wartet er auf seinen Abflug, wartet darauf wieder zu Hause zu sein, endlich wieder anzukommen. In diesem Augenblick wünscht er sich, dass er gestern schon geflogen wäre, ohne diesen sechsstündigen Aufenthalt in der Wüste, wünscht sich, dass er sich anders entschieden hätte. In diesem Augenblick ballt sich die Luft draußen zu einer dicken Sandschicht, verdunkelt die Aussicht, und in den Scheiben spiegelt sich das Innere der erleuchteten, neongetränkten Halle. In diesem Augenblick sieht er eine Frau mit schwarzen Haaren auf ihn zukommen, sieht wie sie sich nur ein paar Meter von seinem Platz entfernt niederlässt, wie sie den Kopf nach rechts neigt und nach draußen schaut. Und in diesem Augenblick begegnet er endlich ihrem Blick.
Wir haben die Minute des Tages eines angebrochenen Lebens, das möglich wäre. Die Gegenwart ist immer Gefühl. Er spricht sie an. Die Zeit wird zu einem Vakuum, wie die Absorption eines Gefühls im Innern einer Wahrnehmung wird sie stillstehen. Sie reden über alles Mögliche, verstehen sich gut, lachen miteinander, der Aufenthalt wird zu kurz. Bis sie sich trennen müssen, füllen die Worte den toten Raum. Sie werden sich danach treffen, auch wenn alles nicht einfach ist, wenn sie in zwei voneinander weit entfernten Städten leben, auch wenn sie in einer festen Beziehung und er in einer Umbruchphase seines Lebens ist, werden sie sich sehen, durch Monate

hindurch wird sich etwas entwickeln, bis einer von beiden den Mut aufbringt, den Schritt tut, dem anderen zu folgen. Das Gefühl ist der Abdruck von Haut auf Haut. Beide werden Kompromisse eingehen, beide werden so viel Freiheit opfern, ein Mindestmaß an Egoismus, der nötig ist, um zusammen existieren zu können. Das Glück ist die Druckstelle, die nur langsam verheilt. Beide werden noch weiter gehen, werden ihre Zweisamkeit durchbrechen. Sie wird schwanger. Das Wort ‚Hoffnung'. Aber sie verliert es. Das Wort ‚Trennung'. Die Zeit kann nichts mehr kompensieren, sie droht mit der Auflösung und verschweigt es. Eines Tages wird sie ihn betrügen, und es ihm sagen, und bevor er überhaupt weiß, was er denken soll, wird sie weg sein, einfach so, als hätte es sie nie gegeben.
Wir haben ein anderes Leben. Er überquert eine Straße, dann eine andere, eine Kreuzung folgt der nächsten, in dieser ihm vertrauten Stadt, durch diese ihm vertrauten Straßen und Plätze, bewegt er sich wie ein Schatten. Aber sein Schritt wird langsamer, lässt in seiner Entschlossenheit nach, leicht schwankend und unsicher, bleibt er plötzlich stehen. Im Gedränge eines späten Nachmittags, nimmt er sich die Zeit nach oben zu sehen und den bedeckten Himmel zu betrachten. Er denkt an seine Frau, die auf ihn wartet, an das freie Wochenende, das sie schon verplant haben, und an alles andere, was sein Leben ausfüllt, an jede einzige Kleinigkeit, die es bestimmt. Er schaut immer noch in den Himmel, betrachtet ihn wie etwas Fremdes, etwas, was er verloren hat, und was er nach langer Zeit zum ersten Mal wieder begreift. Und er denkt an ein Lied, das er vor Jahren gehört hat, an ein Getränk und das Meer, und an eine Frau mit schwarzen langen Haaren. Er fragt sich, was wirklich passiert ist, was Realität ist, was Realität war und warum. Dann senkt er seinen Kopf, hält kurz inne, schaut auf seine Uhr und fängt an zu laufen. Er läuft durch die Massen, wie ein Verrückter, ohne auch nur nach rechts oder links zu blicken, ohne stehenzubleiben, in Richtung Bahnhof. Er schlängelt sich rücksichtslos durch das Gewühl der Reisenden, erreicht das Gleis, springt in letzter Sekunde in den Wagon. Der Zug fährt aus der Stadt hinaus. Er lehnt sich an eine Schiebetür und atmet durch.
Wir haben die Minute des Tages des Lebens, das möglich ist. Die Zeit ist eingebrochen. Die Zeit ist eine andere

geworden. Er steht bepackt und zur Abreise bereit auf einem recht verlassenen Bahnsteig, wartet auf den Nachtzug, der in wenigen Minuten einfährt. Er fühlt sich gut, betrachtet die einzelnen, noch beleuchteten Fenster der Hochhäuser, fragt sich, wohin ihn seine Reise führen wird, was das letzte Ziel sein wird, und das einzige, was zählt. Der Raum ist eingebrochen. Der Raum ist ein anderer geworden. Er nähert sich dem Rand, schaut nach unten, sieht die alten verrosteten Gleise und wundert sich, dass dort unten Blumen wachsen. Plötzlich fühlt er sich irgendwie verloren und fängt an, auf und ab zu wippen, balanciert seinen Körper in der Vor- und Rückwärtsbewegung, ist wie in Trance, denkt nicht mehr daran, dass der Zug bald einfährt, dass er ein Ziel hat. Alles verschwimmt. Er hat das Gefühl ohnmächtig zu werden, er weiß, dass er gleich einsackt, dass er fallen wird, dass er das Spiel verliert, aber eine Hand fasst ihn von hinten, stark und entschlossen, zieht ihn zurück, stützt ihn als er dann zusammenbricht und führt ihn zu einer Bank im Bahnhof wo er sich endlich setzen kann. Langsam kommt sein Bewusstsein wieder, er sieht wie sein Zug abfährt, und dann sieht er auch die Hand eines alten Mannes, die ihn immer noch am Arm festhält, dann das Gesicht, das ihn immer noch entgeistert ansieht, dann hört er auch die Stimme des Mannes, der sein Leben gerettet hat: „Mein Gott, sind Sie denn total verrückt? Sie hätten sterben können!“, und dann nachdem er alles vergessen, nachdem er sich an alles erinnert hat, hört er seine eigene Stimme, die antwortet, ein einziges Wort, das wirklich Sinn macht, das es verdient wiederholt zu werden, nein, denkt er sich, ich bin nicht verrückt, und nein, ich wäre nicht gestorben, und er sagt es, dieses einzige Wort, das einzige, was jetzt zählt, was überhaupt noch Bedeutung hat, er sagt es und weil er es sagt, werde ich es schreiben.
Zufall.

//

Der Motor meines 68er Chevys knistert leise,
als ich eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang
diese Bar an der Umgehungsstrasse von
Pessenhausen in Oberbayern betrete.
Ich werfe die Schlüssel auf den Tresen
und bestelle „'n Kaffee und 'ne Currywurst".
Augenblicklich verstummen sämtliche Gespräche
in dem kleinen, verrauchten Raum ... Es herrscht
Totenstille.
Der Wirt klatscht sein Spültuch über die Schulter,
kommt auf mich zu und fixiert mich stechenden
Blickes:
„Der Herr wünscht 'n Kaffe und 'n SCHNITZEL-
BURGER!"
ruft er in die Küche, ohne sich umzudrehen ...
hinter mir knallt einer sein Ass auf den Tisch ...
eigentlich habe ich gar keinen Hunger ...

//

/Hocher la tête/La tête est hochée est/un hochet La tête/secoue/La tête se secoue sur ce cou A ce coût par à-c/oups c'est ok/d'acc' déc/odé j'ac/quiesce/C'est qu'à y est c'est qu/e yes c'est/en tête/La tête/: quand caisson à question se fait caisse/d'acquiescement La tête/résonne creux quand on creuse est c/aisse de/raisonnance/La tête est/toute acquise et ce/d'avance/Car qui est-ce/qui m'a ma/quillé cet écart/qui est/comme écarquillé d'être un être peut/-être et d'en être à peu p/rès/D'être à peu près p/ersonne/un peu comme tout le m/onde Mais/de l'être comme/personne/Ma tête est un monde/Je suis une personne/La tête c'est p/ersonnel ça regarde/personne/mais c'est devant tout le monde/On fait/la tête devant tout le monde c'est qu'on n'a pas une tête bien faite C'est pas/donné à tout le monde/de savoir où donner de la tête La tête/émonde est un bras/raccourci est/une coursive/est un court/-circuit/J'av/ance les frais de port/de tête et ma tête/me lance Ma tête/m'élance/je la dépasse d'une tête lui arrive/à la cheville tête baissée/Tête/bêche dans la brèche à creuser/La tête cr/euse le sujet est/un creuset/un casse-tête/Ma tête qui est-ce/qui m'acquiesce et me suit/dans ce qui s'ensuit sans qu'il s'enquit de savoir ni sur qui ni sur quoi m'ap/puyer pour me tenir tête La tête/s'écoute s'égoutte à/être La tête/est hochée L'entête/est cochée/La tête est accrochée à l'être est/au crochet/La tête est un hochet qu'on égoutte La tête/s'écoute parler et prend/la tête sur moi est/à ma tête et on/s'émeut ma tête/et moi/La tête/me meut/dans mon émoi me m/eut/et moi me/dégoûte d'être/l'entête de/moi/L'entête c'est la tête/au carré C'est/se la carrer bien profond dans/la tête/C'est/pas le fait de mettre au carré son mètre carré d'entresol d'entre soi c'est/se m/ettre à/caréner son soi pour soi pour/limiter la prise d'/air/se profiler/Avoir un b/on profil et/quelque chose derrière la tête c'est être/guidé par le g/uidon et décarrer sans tête à queue n'avoir rien que/son carénage et qu/elqu'/un qui fait son m/énage C/ar la tête/au carré c'est enc/ore/s'adouber/dans son doublage se/coupler/Un bagout par à-c/oups à cous redoublés/Un tête à tête/: mais t'étais où mais/où t'/étais et/depuis quand/ça fait du temps/et on s'étend à s'entêter à s'/entre-téter/l'étant et tant et/tant que t'es têtard/t'es tard dans l'étang/Mais la tête est étanche/et c'est ça qu'on tait/Car on est t/êtu/On fait des calculs/Des calculs de tête/pour caler son cul/On sait sur qui compter/

//

On sait sur quoi s’asseoir/On sait à qui parler On parle/à son cul/On sait quoi répondre/: ma tête est malade est/amochée/est une caboche/Elle est cabochée/C’est pas haut chez la tête et c’est rabib/oché/Ebauche est ma tête et p/as/embauchée/Ebaucher la tête/Et pas la hocher/

„Oh.“,
denkt sich Hannah. Tage lang saß sie auf Balkons und an Plätzen, auf dem Friedhof vor dem überdimensionalen gekreuzigten Jesus, starrte in den blauen Himmel, fand das gute Wetter grässlich. Konnte nichts entscheiden.
Wegfahren, Befreiung, Urlaub erscheint in ihrem Kopf als Bestrafung, denn sie will doch in seiner Nähe sein, nur weiß sie nicht, ob er auch in der ihren sein möchte.
Hat eher das Gefühl, ihm sei das nicht so wichtig, versucht das anzusprechen, dass sie sich kaum freuen kann, auf das „Wegfahren“, wegen ihm. Muss i denn, muss i denn zum Städtelein hinaus, zum Städtelein hinaus, und du mein Schatz bleibst hier. Ein Punkt oder ein Fragzeichen am Ende der Zeile?
Aber wenn alles so in der Schwebe ist wie bei ihnen, kann man das ja kaum so ansprechen, und so ist sie verbal um Städte aus Brei herumgerudert, mit flirrender Zunge. Gekicher an unpassenden Stellen, haarsträubende Argumentationen, die sich gegenseitig ausnullten.
Er hatte nur schweigend und kopfschüttelnd zugehört, sie mal sanft aber bestimmt hinausgeschmissen, um weiter seine Arbeit zu verrichten, mal ihr das T-Shirt ausgezogen. Und während er an ihren Brustwarzen nuckelte, hatte sie das Gefühl, er denke an Intraplattenvulkanismus oder Bimsstein.
Hingabevoll, aber irgendwie, als würde er das Ganze im Abstrahierten genießen.
Über den dunkelblausten Nachthimmel fliegen die ganze Zeit Flugzeuge, rot und blau (?) blinkend, und das ist ja alles ganz wunderschön und das Leben ist lang und doch so kurz, aber sie hat wirklich das Gefühl wahnsinnig zu werden, denn sie möchte doch so gerne etwas nur für sich entscheiden. Und kann das nicht, wenn das für sich von jemand anderem abhängt.
Hannah vermeidet es, allein zu sein. Trifft sich unaufhörlich mit Menschen. Alte Freunde, alte Bekannte. Leute, denen sie nie die Chance auf ein Treffen gab, komische Verehrer, die ihr eine Stunde lang erklären, wie gesund Zitronen sind oder sich immer beim Sprechen vor Verlegenheit auf ihre äußeren Fußkanten stellen. Trifft zwei Mädchen, die ein Projekt mit ihr machen wollen. Weiß gar nicht, worauf das zum Teufel hinauslaufen soll, hat

doch gar keine Zeit für ein Projekt, ist nur so leicht, aha, oho, soso, jaja, zu sagen, weil das ja erst im Dezember sein soll. Dezember, wann war das noch mal? De-zem-ber, gibt's das überhaupt?
Hannahs Kopf ist so voll mit Stimmen, Stimmengewirr, sorgenvollen Blicken, verständnisvollen Blicken, anderen Sorgen, Sorgen anderer, Ideen, Aufmunterungsversuchen, Geschichten, die sie nicht interessieren, oder zu sehr interessieren, und mit Julian, der unter all dem darunter liegt. Zwar abgedeckelt, aber heiß durch die Ritzen dampfend. Immer da, dröhnend, dumpf, aber laut, da unter dem Deckel, so heiß, dass es jedes Mal weh tut, den durch Julians Hitze glühenden Deckel wieder zurechtzurücken. Finger verbrennen. Und wieder bleibt ein Spalt frei, aus dem Julian herausdampfen kann.
Hannah erzählt immer wieder von ihren Sorgen, alle sagen, ist doch nicht so schlimm. Hannah lässt die anderen Sorgen so sehr zu. Alles schmerzt und ist sie alleine, bekommt sie Panik, versucht ihre Konturen abzutasten, die in einem Flackern sich langsam in Licht auflösen. Klickt zwischen zigtausend geöffneten Internetfenstern hin und her, die ihr Flüge nach Bukarest, Indien, Chile, Istanbul und London anbieten. Probiert verschiedene Daten, vergleicht die Preise, vergisst alles wieder. Geöffnet bleiben zigtausend neue Fenster, die lustige, erotische, spannende, nervenaufreibende Onlinerollenspiele bewerben. Nur drauf klicken, und rein ins Vergnügen. Hannah entdeckt so ein Kartenspiel für sich. Die ganze Zeit zieht sie manisch Königinnen auf Könige, und darunter Prinzen, und dann die Zehn. Sie wird immer besser, immer schneller. Während sie spielt, telefoniert sie mit Menschen, um sich zu verabreden, überredet Freunde, bei ihr zu schlafen. Oder klingelt bei Julian, der ihr immer öffnet. Dann darf sie sich neben den schlafenden Julian legen. Aber nicht berühren. Er schläft ja schon. Dann betrachtet sie seinen sich hebenden und senkenden Rücken unter der rot karierten Decke und hat solche Angst vor seinen Träumen, davor, dass ihn irgendetwas forttransportiert. Denkt an diese Träume, die er da hat. Vielleicht von Frauen, oder Reisen in exotische Länder. Träume über Abenteuer mit ganz vielen Menschen. Und nur sie ist nicht darunter. Möchte ihn wecken, ihn aus den Träumen reißen.
Kitzelt ihn am Rücken und er flucht und dreht sich weg.

//

Manchmal wacht sie davon auf, dass er seine Hand auf ihren Bauch legt, wacht auf und muss lächeln. Na, freust du dich? Murmelt er dann weich und selbstgefällig. Und sie muss sagen: Geht so.
Die Rollen sind festgelegt.
Einmal hatten sie sich noch feurig gestritten und dann geliebt. In seiner Küche. Ein paar Tage nach diesem komischen Morgen, an dem es begann. Seitdem, seit diesem einen letzten Mal, an dem alles aus Impuls heraus passierte, weil sie wussten, dass sie es tun mussten, das es so sein sollte, ist alles eine stille Abmachung. Man kann telefonieren. Man kann sich von den Sorgen und Erlebnissen seines Tages erzählen. Man küsst sich zur Begrüßung und meist zum Abschied. Man kann sich umarmen, oder anschmiegen. Wenn der Moment passt.
Hannah fühlt sich ständig wie in einem Minenfeld, muss sehen, wo sie hintritt.
Was sagen, was zeigen, wie viel geben, wie viel fordern, wie viel denken, wie viel wünschen.
Eine Figur von J. S. Foer sagt: Mein ganzes Leben lang habe ich mich aus dem Glück herausgedacht. Habe ich mich schon einmal hineingedacht?
Also beschließt Hannah für sich wegzufahren. Obwohl es sich für sie besser anfühlen würde, zu bleiben. Ein Widerspruch in sich. Um das Ganze zu manifestieren, gibt sie eine diffuse Route in Richtung Süden auf der Mitfahrgelegenheitsinternetseite an.
Dann sitzt sie wieder an ihrem Fenster und versucht ruhig zu atmen.
Hallo, sagt da eine, ich möchte mit meiner Tochter fahren. Aber bloß nicht die italienische Autobahn, die ist zu gefährlich, und können wir nicht früher fahren, sonst sind wir erst nachts am Meer. – Ich möchte nicht durchfahren, sagt Hannah. Können sie sich vorstellen, auf einer Wiese zu übernachten? – Die französische Frau lacht und sagt: Nein, ich bin nicht mehr Zwanzig, das kann ich mir nicht. – Es kann aber sein, dass ich ganz spontan in einer Wiese übernachten möchte, das will ich mir offen halten, sagt Hannah pampig und mit ihnen wird es nichts.
Ein Berliner Schlurfrapper ruft an. Er möchte zu einem Aikidocamp nach Nizza und hat einen Kredit für die

Mitfahrgelegenheit aufgenommen. Hannah sagt ihm aus Nächstenliebe und versuchsweise zu. Danach meldet sich ein Schotte, er möchte couchsurfen, die Sonne genießen, neue Menschen und Kulturen kennen lernen, er hat eine Gitarre dabei, sagt, er steht auf gute Gespräche und fände es so toll, dass Hannah gen Süden reise, weil er Menschen, die gerne reisen so spannend findet, er lacht die ganze Zeit, ist superflexibel und superoffen für alles, er geht Hannah schrecklich auf die Nerven. Hannah setzt in ihrem Kopf den Aikidoschlurfi neben den hypermotivierten schottischen Traveller, das sieht irgendwie gut aus, also Ja! zum lebensfrohen neugierigen Schotten. Ein Mädchen ruft an, studiert BWL, möchte ihren Freund in Genua besuchen. Klingt superlangweilig. Sie setzt den Aikidoschlurfi, der bestimmt recht schwache Nerven bei so viel Frohsinn zum Einen und Konservativismus zum Anderen hat, in die Mitte. Der Schotte wird ihm die ganze Zeit von rechts ins Ohr sprechen, mit einem Seitenblick zum Rückspiegel, in dem er ab und an aufmerksame Blicke von ihr, zu erhaschen hofft, die sie ihm niemals schenken wird, von links wird die BWLerin langweilige Fragen stellen, nölen. Und von ihrem aufgeräumten Schreibtisch erzählen. Danach sagt Hannah noch zwei polnischen Jungs, die wandern wollen, einer Frankfurter Tussi, die nach St. Tropez will, einem aufgedrehten Informatikstudenten aus Innsbruck und einem dümmlichen Münchner Hipster, den sie vom Sehen kennt, zu.
Dann wird ihr bewusst, dass sie Einigen wieder absagen muss, denn das Auto hat gar nicht so viele Plätze!
Julian ruft an, Hannah sieht seinen Namen auf dem Display ihres Handies, Hannahs Herz rast, sie drückt auf den grünen Hörer und Julian sagt tatsächlich: Na, du Hübsche? Und Hannah völlig in ihrem Element: Na?
Dann sitzt sie auf seiner Küchenbank und isst zu scharfe Spaghetti Arrabiata und ständig piepst ihr Handy, SMS, in denen ihre Reisekumpanen nach der Abfahrtszeit fragen und sie stellt es lautlos, schlürft langsam Spaghetti in ihren Mund und sagt dann versuchsweise: Ich habe überlegt, morgen früh ein bisschen wegzufahren. Also vielleicht.

Aus östlicher Richtung hörte er das erste ferne Donnergrollen. Und wie befürchtet, schmerzte sein Kopf immer mehr. Dieses Kopfweh hatte er manchmal vor Gewittern – von den Schläfen ausgehend. Daheim gab es eigentlich kaum starke Gewitter. Sie zogen meist nur langsam auf und bevor sie schlimmer wurden, regnete es dann schon. Er musste sich beeilen, irgendwo ein Dach über den Kopf zu bekommen, sonst würde das heute eine unangenehme Nacht werden. Eigentlich hatte er vorgehabt, im Lokal zu warten bis das Gewitter vorüber war.

Vom Restaurant führte eine kleine Seitengasse den Hang hinab. Sie war so konstruiert, dass sich Regenwasser in der Mitte sammeln konnte. Das glatt polierte Pflaster war schon im trockenen Zustand ziemlich rutschig. Es bestand aus unregelmäßigem Kopfsteinpflaster, das nicht so einfach zu begehen war.

In einem engen Durchgang, der auf die Gasse zuführte, bemerkte er beim Vorübergehen eine alte Frau. Er erschrak, hatte er doch selbstverständlich angenommen, dass alle Einwohner in die Kirche gegangen wären. Die Frau saß da und hielt einen Korb mit Kräutern, oder so etwas auf ihrem Schoß. Sie hatte bis jetzt daran gearbeitet, die Pflanzen und Gräser zu sortieren und zu bündeln, damit sie getrocknet werden konnten. Als er nun unvermittelt stehen blieb, sah sie zu ihm herüber. Sie sagte nichts – kein Gruß. Wahrscheinlich war auch sie etwas erschrocken, so plötzlich einen Fremden zu sehen. Sie schien aber nicht verärgert. Jedenfalls ließ ihr faltiges Gesicht, das sich von ihrem schwarzen Kopftuch klar abhob, keine solche Gemütsregung erkennen.

Velázquez und auch Murillo hatte solche alten Weiber mit Hakennase gemalt. Schon deshalb kam sie ihm sofort vertraut vor. Und da fiel es ihm ein: Vor ein paar Jahren hatte er ein recht sonderbares Portrait einer Buckligen in einer Ausstellung gesehen. Von einem italienischen Meister des Barock. Es war wohl die Darstellung einer Dienstmagd gewesen. Und auch die Frau, die ihm da gegenübersaß, war vielleicht so etwas in diese Richtung.

Auf eine gewisse Weise schien sich ein gegenseitiges Wohlwollen einzustellen. Sie waren die Einzigen, die jetzt nicht in der Kirche waren. Und beide waren sie durch ihre Begegnung überrascht worden. Zum ersten Mal fühlte er sich nicht mehr ganz so ausgeschlossen. Das immer stärker werdende Gefühl der Einsamkeit, das sich seit seiner Ankunft eingestellt hatte, schien zu schwinden.

Er wusste nicht, wie lange er die Kräuterfrau angesehen hatte, als sie auf einmal wieder mit ihrer Arbeit begann. Sie zog es also vor, den stummen Gast nicht weiter zu begutachten. Diese Geste war von einer so beruhigenden Traurigkeit, dass er sie nicht hätte beschreiben können. Einfach so wollte er jetzt nicht gehen, auch wenn er nicht erwartet hätte herzlich empfangen zu werden. Er zögerte und schließlich versuchte er der Frau die Hand zu geben. Diese erschrak gründlich und wies ihn mit einer schnellen Handbewegung ab. Sie hatte wohl überhaupt nicht mit einer solchen Aufdringlichkeit gerechnet. Sie schien geradezu erzürnt zu sein. Innerlich erschrocken kehrte er sich um und ging schnell die Gasse hinunter.

Der strafende Blick der Kräuterfrau hatte sich ihm eingebrannt. Sie hatte schlagartig große Augen bekommen. War es nicht erlaubt alte Damen anzufassen? Hatte sie ihn deshalb so zurückgewiesen? War sie möglicherweise Witwe? Das Kopftuch hätte vielleicht darauf schließen lassen können. Nachträglich erschien es ihm vollkommen unbegreiflich, dass er ihr die Hand geben wollte. Wie kam es, dass er sich zu einem solchen stummen Kräuterweib so hingezogen fühlte? So etwas Bescheuertes wäre ihm sonst nie eingefallen. War seine gesamte Selbstsicherheit den Bach runtergegangen?

Als er von der Einmündung der Gasse auf eine im schiefen Winkel dazu laufende Straße kam, spürte er den unangenehmen Wind, der das Gewitter ankündigte. Die Straße war vollgeparkt mit zahlreichen Autos meist älteren Baujahrs. Nicht alle Modelle kannte er. Am Wochenende fuhren hier alle aus den großen Industriezentren heim zu den Familien. Dann parkten besonders viele Blechkisten in den ohnehin nicht sehr breiten mittelalterlichen Gassen. Diese Südländer sind von Haus aus sehr gesellig und familiär, dachte er sich etwas ungehalten. Hier gab es halt noch intakte Großfamilien, wie sich das manch einer wünscht.

Alle Autos parkten auf der rechten Straßenseite. Es wäre auch gar kein Platz gewesen beidseitig zu parken. Auf den Windschutzscheiben und Dächern lag Staub. Überhaupt sahen diese Gefährte alle recht dreckig aus – na ja, das Gewitter würde sie schon wieder sauber waschen, wozu also eine Waschanlage. An einigen waren Dellen und Beulen zu erkennen, manche hatten kaputte Scheinwerfer oder abgebrochene Rückspiegel und

Antennen – kurz, sie sahen aus wie Autos hier einfach aussehen. Es schien alles friedlich. Es war sozusagen Feierarbendruhe eingekehrt. Zwischen den Stoßstangen und an den Straßenecken lagen vereinzelt Müllbeutel. Der Abfallgeruch löste hier den Dunst der Mofas ab. Er hatte fast den Eindruck, die ganze Stadt wartete auf den Regen. Wahrscheinlich waren die Einheimischen gegen den Gestank immun, dachte er.

Er wusste nicht warum – vielleicht weil er sich auch endlich irgendwie zugehörig fühlen wollte – jedenfalls ging er automatisch in Richtung Kirche. Es gab mehrere am Ort. Die größte, die Hauptkirche, lag im Zentrum ganz oben am Hügel. Er wollte jedoch zu einer anderen, die er gleich nach seiner Ankunft bemerkt hatte. Eine kleine, unterhalb des Abhangs gelegene romanische Basilika. Er vermutete, dass alle hierher zur Abendmesse, oder zur Andacht, oder was auch immer, geströmt waren. Als er sie erreicht hatte, blieb er eine Weile stehen und hörte dem gedämpften Klang der Gesänge zu. Die Fassade war durch bandartige Lisen und Blendarkaden gegliedert und ließ auf den ersten Blick den Querschnitt der Kirche aus Mittelschiff und zwei Seitenschiffen erkennen. Eine schirmartig über den First hochgezogene Mauer sollte das Gotteshaus gewissermaßen größer erscheinen lassen als es eigentlich war. Offensichtlich waren schon die Ureinwohner im Mittelalter stolze Leute gewesen, dachte er sich mit einem gewissen sarkastischen Unterton.

Er schritt die wenigen Stufen zum Portal empor. Vom trichterartigen Gewände und dem Tympanon über dem Türsturz starrten ihn zahlreiche Fratzen und Teufel an. Mit weit aufgrissenen Mäulern sollten sie wohl abschreckend wirken. Als er mit den Steinmetzarbeiten fertig war und über das verdunkelte Stadtpanorama hinwegblickte, wurde ihm bewusst, dass ihn hier niemand wollte. Keiner brauchte ihn und er wollte eigentlich auch nichts mehr von diesem Ort. Es wäre wohl das Beste gewesen, wenn er schnell aufgebrochen wäre, aber dafür war es jetzt zu spät. Außerdem waren die zwei Tage Aufenthalt in der Reise eingeplant, jetzt würde er wohl oder übel bleiben. Alles andere wäre auch albern gewesen.

Da die Kirche zu Ende ging, wollte er nicht wie ein Schaulustiger vor der Pforte stehen bleiben. Man sollte ihn nicht ertappen, wie er verwirrt in der Gegend herumstarrte, während die anderen in der Messe gewesen

waren. Er ging um eine Häuserecke, um abzuwarten. Als die Ersten auf den kleinen Vorplatz heraustraten trieben mehrere schärfere Windböen die Grüppchen schnell auseinander.

Es würde in wenigen Augenblicken zu regnen beginnen. Das Gewitter stand unmittelbar bevor. Der Himmel hatte sich bereits bedrohlich verfinstert. In den ersten Häusern wurden die Lichter eingeschaltet. Als die letzten Grüppchen die Treppenstufen herabkamen und nachhause eilten, öffente er die schwere, mit Bronzebeschlägen versehene Tür. Drinnen waren die Kerzen gelöscht worden. Der Weihrauch lag noch in der Luft. Ansonsten herrschte dürstere Stille.

Normalerweise hatte er die Gewohnheit eines kleinen Rundgangs über die Seitenschiffe der Kirche vorbei an den Altären und Epitaphien mit den Darstellungen der verstorbenen Persönlichkeiten aus der regionalen Geschichte. Erst dann setzte er sich für gewöhnlich nieder, um die Architektur auf sich wirken zu lassen. Doch das wäre ihm jetzt zu viel gewesen. Er betrat sofort eine der hintersten Bänke und betrachtete die Kirche. Das Dämmern, besonders hinter den mächtigen Pfeilern, ließ über die Entfernung die Details verschwimmen. Der Chorraum war nur spärlich erleuchtet. Die teilweise vergoldeten Mosaiken in der Apsis reflektierten etwas Licht. Jesus und Heilige oder Apostel waren schemenhaft zu erkennen.

An einem Gesims entlang zog sich ein Schriftband – wohl aus dem 19. Jahrhundert. Nur einige Fetzen waren ihm verständlich. Dann jedoch stand da das Wort ΙΧΘΥΣ. Er hatte vor langen Jahren an der Schule Altgriechisch belegt. Umso peinlicher, dass ihm dieses Wort nicht mehr einfiel. Er konnte es nur seiner verwirrten geistigen Verfassung zuschreiben. Es handelte sich um ein zentrales Wort, so viel war klar. Dennoch kam er nicht darauf, und es hatte keinen Sinn weiter daran zu denken, das würde zu keinem Ergebnis führen. Manchmal hilft bei so etwas nur, wenn man das Gehirn einfach unterbewusst weiterdenken lässt.

Fast völlig gedankenlos saß er da. Nicht mehr in der Lage zu geistigen Leistungen und überdies gar nicht in der Stimmung dazu. Nachdem auch die Ministranten, der Pfarrer und der Messner die Kirche zügig verlassen hatten – die offensichtlich nicht abgesperrt wurde – war er alleine. Draußen setzte das Gewitter mit aller Wucht ein.

//

Blitze erhellten den Kirchenraum für Sekundenbruchteile – viel zu kurz um weitere Einzelheiten zu entdecken. Der Donner hallte in dem alten Gemäuer. Das Kirchenschiff vermittelte ihm ein diffuses Gefühl von Geborgenheit, während der Regen begann, auf das Dach zu prasseln. Der Wind pfiff um die Mauern, aber verkrochen in seine Jacke konnte er es hier schon eine Weile aushalten.

Es wurde immer dunkler. Seine Augen konnten nur noch grobe Umrisse erkennen. Übrig blieb die reine Raumwirkung, die Proportion der Massen. Er ließ den Raum auf sich einwirken und ergab sich der jahrhundertealten Baukunst. Ihm erschien es, als sei bereits damals eine optimale Form des Gotteshauses erreicht worden. Stabil und wehrhaft nach außen; ausgewogen und ohne Schnörkel die geometrischen Grundformen des Innenraums. Der Raum lenkte nicht ab, sondern bündelte die Kräfte auf das Wesentliche.

Nicht, wie er erwartet hatte, eine hölzerne Kassettendecke, oder ein offener Dachstuhl, der zudem relativ brandanfällig gewesen wäre, sondern ein von massigen Gurtbogen getragenes Tonnengewölbe überspannte das Schiff. Das Gewölbe war – vielleicht nachträglich – mit einem ultamarinblauen Himmel und goldenen Sternen bemalt worden. Lang sah er sich diese Decke nicht an, die Bemalung gefiel ihm überhaupt nicht. Er betrachtete die alten Bänke, die aus der Barockzeit stammten. Massives Holz, das vom stetigen Gebrauch glattpoliert war. Er wurde müde und spürte jeden Knochen. Seine Gedanken glitten ab bis in die Kindheit und weiter.

***

Fortsetzung folgt ...

//

Die alte Geschichte: Sie quatschen dich an, aber du drehst den Spieß einfach um, nimmst dem Bullen die Knarre weg. Richtest sie sofort auf ihn. Sein Kollege zuckt erst, aber macht dann doch nix. Das wär' auch gegen die Vorschriften. Die Leute auf der Straße halten die Sache für 'nen blöden Joke. Ecke Klenze-/Ickstattstraße, genau vor'm Netto, am helllichten Tag. Niemand beachtet euch. Alle latschen weiter, weichen aus. Eine Oma tuckelt vorbei, rollt dem Bullen ihren Einkaufswagen über den Schuh, stoppt, lächelt ihn an. Er nickt ihr freundlich zu. Oma weiter ihres Wegs.

Es gibt also kein Zurück mehr. Wenn du jetzt den Revolver einfach wegwirfst, dich entschuldigst … lachen sie dich aus, machen sie dich ein. Selbst wenn du was dagegen machst, sperren sie dich in den nächsten Knast. Die nächsten 40 Jahre. Die ganze Situation ist also relativ verzwickt. Aber immerhin scheint die Sonne. Du drückst dem Cop 2 Euro in die Hand und sagst, er soll' dir ein Eis holen, sonst erschießt du seinen Kollegen Weidmann. Der Bulle spurt. Klar.

Eigentlich ist es ziemlich bekloppt, einen Bullen weglaufen zu lassen. Nur, weil man ihm droht seinen Kollegen zu erschießen, muss ja nicht … Der kann ja trotzdem – er wär ja aus'm Schneider dann. Verstärkung. Helikopter. Hundertschaft. Und so weiter!

Aber da spaziert der Copo auch wieder raus aus'm Netto, drei Eis in zwei Händen. Locker bei Rot über die Ampel, vorbei an der Mama mit Kinderwagen. Zwinkert dir zu, alles ok. Ob er das letzte Erdbeereis haben kann? Klar, du magst kein Erdbeereis, nickst. Nur Weidmann protestiert. Er will das Erdbeereis. Müller schluckt. Er hätte es aber geholt. „Na und!" knurrt Weidmann, er musste dafür warten! Sei ja wohl nicht seine Schuld: der Müller. Er wäre ja nicht derjenige, der ständig irgendwelche Passanten blöd anquatschen würde. Weidmann aufbrausend. Aber du dazwischen: „Schnauze!" Und beide blicken dich an wie zwei Hündchen. „Her mit dem Eis!" Müller führt

den Auftrag aus. Weidmann setzt sich auf die Straße und spielt beleidigt. Du nimmst ihm seine Bullenmütze weg und setzt sie dir auf. „Müller gib mir deine Knarre.“ Müller spurt. Vielleicht solltest du mit beiden Pistolen auf sie zielen, in jeder Hand eine, zur Abschreckung, am Ende kommen die auf dumme Gedanken. Aber da marschiert eine Schürze aus der Bäckerei: „Was macht’n ihr hier eigentlich? Habt ihr ‘ne Drehgenehmigung? Oder was soll das werden?“ Weidmann zuckt. „Pass bloß auf Weidmann!“ rutscht dir ‘raus, der Bäcker stutzt. Schüttelt den Kopf. „Der holt die Bullen …“ meint der Müller. „Wir müssen hier weg!“ Weidmann entsetzt. „Wo steht’n euer Wagen? Ihr habt doch ‘nen Wagen oder?“ Weidmann nickt, die Schultern angezogen, mit Blick auf den Boden. „Na dann …?“

In der Holzstraße steht der Bullenflitzer, also pilgert ihr da hin. „Nehmt euch an die Hände, los!“ Müller greift sich Weidmanns Hand. Du hinter ihnen, mit Bullenmütze und zwei Knarren im Anschlag. Müller pfeift ein Lied. Dann am Auto, vor’m Tengelmann. Eine Mutter mit Kind, irritiert. Der kleine Junge macht eine Pistole aus seiner Hand und zielt auf Weidmann. Müller lacht. Die Mutter zerrt ihren Kleinen in den Supermarkt, schüttelt den Kopf dabei. „Weidmann fährt, oder?“ Weidmann wackelt mit den eingeklappten Schultern. „Meinetwegen …“.

„Wollt ihr noch ‘was aus dem Supermarkt?“ Müller holt Kinderriegel, Kippen und Bier. Weidmann lässt das Fenster runter und steckt sich eine an. Müller lehnt ab, Nichtraucher. Weidmann lacht verächtlich. „Wo soll’s hingehn?“ Isarauen, irgendwo Neuschornstein abwärts. Ihr braust durch die Straßen, langsam senkt sich die Sommersonne in die Häuser. Müller macht das Radio an: M94.5. „Geil MGMT!“ Müller macht lauter. Weidmann dreht zurück und zischt was von Hippiemucke. „Schnauze, Weidmann!“ brüllt Müller. Weidmann steigt auf die Bremse und Müller klebt an der Frontscheibe. „Du dummer Wixer!“ brüllt Müller, Weidmann zurück „Was? Hä, Müller? Was is’?“ Du schießt zweimal ins Dach der Bullenkarre und also beide wieder still. „Alles klar Jungs, kennt ihr Kafka?“ „Der Typ mit den Büchern?“. Weidmann dreht sich um. „Was soll das eigentlich noch werden jetzt?“ „Fahr weiter,

Weidmann! Und Müller, mach' mal Polizeifunk an!“ Aber der Bullenfunk hat nichts Interessantes zu vermelden, kein Weidmann wurde vermisst, kein Müller, keine Karre.

Ihr stellt das Auto in die Fürstenfelder, eine verwachsene Seitenstraße, abseits von den paar Hütten in der Gegend. Der Horizont glüht rot als ihr den Pfad zur Isar runter trampelt. Müller pfeift ein Lied. Weidmann raucht die letzte Kippe. Und ohne dass sie etwas Böses getan hätten, wurden Müller und Weidmann kurz später erschossen.

(Gewidmet: Franz, 1914/15)

Auf dem Rückweg vom Hirschgarten – dort leben wohl ärmere Menschen – dort schlagen große Familien, die dicken Frauen mit Mantel und Kopftuch, die kleinen Jungs mit verwegenem Blick, Erkundermiene und nackigen Füßen, dort schlagen Großfamilien ihren mobilen Diwan auf, Klapptische, Stühle, Decken, viel zu essen und trinken, dann lagert man sich – auf dem Rückweg jedenfalls und in der Sonne, finde ich einen Fliederbusch. Dickwattig-weiß steht er am Rand einer befahrenen Straße vor einer leerstehenden Lagerhalle, deren rausgefallenen Scheiben zum Reinklettern einladen, den, der jung ist. Die urban eingestaubten Zehen mit dem Nagellack „Berry Jam“ rutschen in den Sommerschlappen, als ich zum Fliederbusch einen Ausfallschritt mache. Den Duft ziehe ich zu mir herunter, weiße Bollen wie Kindstaufe, weiße Weichheit wie Waschmittelwerbung und breche Zweige ab, dass das Holz kracht. Maßlos, grob und ich bekomme nicht genug. Ein Arm voll muss es sein, drunter mach ich es nicht.

Voller Lust und Bangheit, einer könnte kommen, mich erwischen – „Was machen Sie denn da? Das gehört jemand und Sie reißen’s ab!“ schnellen Schritts dann weiter, und neben der Lagerhalle das Laufhaus Hansa 9, das ein Mann betritt. Mit halb betretenem, halb trotzigem Gesicht am Ostermontag 2011, um sein Geld auszugeben. Und ich gehe vorbei an dem Eingang, in dem großformatige Bilder von Frauen etwas verheißen

sollen, was, weiß ich nicht genau, frag einer die Männer. Ich dagegen laufe lässig, den Riesenstrauß Flieder jetzt nach unten hängend, ich ihn haltend, halb trotzig, halb stolz über meinen Diebstahl, so diffus schwingender Duft auf Hüfthöhe, Duft und bettmatte Haut der bloßen Schultern wie Siesta von der Mittagssonne, an ihm vorbei. Mein Schritt ist der einer Pantherin. Auf dem Heimweg mit Flieder, in der Sonne, ein Mädchen, dessen Bewegung, dessen Geruch und Ausstattung, weiße Blüten und braune Haut, dessen Situation aus der Tiefe leuchtet wie ein Goldschatz. Innerer Goldschatz auf dem inneren grünblauen Meeresgrund.

Und ich weiß um sein Unglück, das nicht zu finden, was er sucht und dass er es nie wird kaufen können, nicht für tausend, nicht für zweitausend, nicht für dreitausend Euro.

Ich hab' das Tier erst neulich schon gesehen. Ganz sicher bin ich mir da, hatte schließlich selbst schon zwei Hunde und deswegen ein gewisses Auge dafür. Abends, auf der Straße, tauchte er vor uns auf; wir, rauchend vor der Bar, steht dieser Wolf da. C. kreischt, ich mache: Scht! Aber der Wolf steht einfach nur da und sieht uns an, keine fünf Schritte von uns entfernt. Ein richtiger Wolf kann es ja nicht gewesen sein, der würde in der Stadtmitte nie so nah an uns ran, selbst wenn es heißt, es gäbe ja wieder Wölfe und so, aber der hätte Angst vorm Mensch, ganz sicher. Hab' schließlich auch schon Wölfe gesehen, im Gehege allerdings. Nur, die waren scheu und kamen nicht mal in die Nähe des Zauns, obwohl wir ihnen Futter reingeworfen haben, also Trockenfutter für große Hunde, was nicht erlaubt war. Aber wen interessiert ein solches Verbot, wenn er in der neunten Klasse ist und einen Schulausflug macht? Selbst wenn ich nicht wie die anderen heimlich am Rand des Bärengeheges gekifft hatte, warf ich kurz darauf dennoch eine Handvoll, noch eine und noch eine zu den Wölfen hinein. Der Wolf, also der Wolfsartige, der jetzt vor uns steht, wie eine Statue, ganz ruhig, nur die Nasenlöcher zittern leicht, wittert er die Angst von C. und meine Ungläubigkeit? Schön ist er jedenfalls, aber ihn herlocken, das traue ich mich nicht. Dann ein leises Klirren und das Tier dreht sich um und trabt weg, einfach so, die Straße runter, aber das Klirren kommt näher und bringt zwei Gestalten mit. Eine größere und eine ziemlich kleine und die größere hält die kleine an der Hand und in der anderen Hand eine Plastiktüte. Das seh' ich, weil sie jetzt nahe sind, die zwei Gestalten, ein Mann und ein Mädchen und der Wolf, der vor ihnen hertrottet, den Kopf hoch oben, die Rute aufgestellt, und das Klirren in der Tüte, das sind Pfandflaschen, weiß ich auch so, ohne dass ich einen Blick in die Tüte werfen muss, werden schließlich immer mehr von denen, die anfangen, zu sammeln, und bei weitem nicht nur alte Leute. C. hat mir einmal von einem Club in Köln erzählt, da hätten Penner ein Geschäft hochgezogen, mit den leeren Flaschen, die davor überall zu finden waren, ab dem frühen Abend schon, mindestens drei Einkaufswägen voll. Jeden Donnerstag, Freitag und Samstag, sicher hätten die dreistellige Summen gemacht, meinte C. aber das glaub' ich nicht, bei den paar Cent pro Flasche, und bevor ich selber sammeln gehe, mache ich lieber – ja, was machst du lieber?, hatte C. gefragt, aber ich wusste auch da keine Antwort drauf, die nicht theatralisch

gewesen wäre, oder lächerlich. Das Mädchen, vielleicht neun, blond, struppig irgendwie trotz Pferdeschwanz, der Mann, vielleicht vierzig, dünn, kahl schon und keinen Bart, obwohl der irgendwie zu ihm gepasst hätte, der Wolf, geschmeidig, wie er vor ihnen herschleicht. Sie sind an uns vorbei, aber wie sie vorbeigingen, ruckte der Schädel zu uns herüber und ich sah trotz der paar Meter Entfernung direkt in die Bernsteinaugen hinein, die ganz kalt waren und gelb und ich wagte kaum zu atmen, das bilde ich mir nicht ein, wie sich mein Brustkorb vorsichtig hob und senkte und die Luft, die ich dann langsam aus meinem Innern entlasse, diese gelben Bernsteinaugen, die ich langsam inhaliere; das Klirren wird wieder leiser.

C. kommt hinter meinem Rücken hervor, das glaub ich ja nicht, oder, dass die einen Wolf halten und überhaupt, hast du gesehen, wie abgerissen das arme Kind angezogen war? Der kann das Mädchen doch nicht mitnehmen, wenn er Flaschen sammeln geht! Wir diskutieren eine Weile, ich erzähle ihr von S. und wie ich ihn das letzte Mal getroffen habe, vorgestern. Wie ich ihm zugesehen habe, als er einen Leiterwagen zum Supermarkt zog. Ich kam mit rein, obwohl ich es hasse, in diesem engen Supermarkt hier an der Kasse anzustehen. Immer, wirklich immer bildet sich eine Schlange, nie wird schnell genug eine zweite Kassierstation eröffnet, obwohl ein riesiges Plakat uns daran erinnern soll, bei mehr als drei Kunden um die Öffnung einer zweiten Kasse zu bitten. Immer dauert es, bis man wieder draußen ist, meistens reicht die Schlange bis um die Ecke, wo die Tiefkühltruhen stehen. S. nahm sich einen Wagen, ich sollte auch einen nehmen. Wir luden ein: Jede Menge Konserven, Reis, Nudeln, Tütenessen, Hirse, Mehl – nichts Frisches oder gar Bio. Brauchen wir nicht, sagte er. Zuerst schlössen die Banken, bald schon. Dann immer leerer werdende Regale in Supermärkten. Ich will lieber jetzt schon vorsorgen, sagte er und hievte zwei Wasserkisten auf die untere Ablagefläche des Wagens. Je länger wir einluden, desto mehr Menschen kamen an uns vorbei und ich begann auszurechnen, wie lange wir warten müssten. Glaubst du wirklich, dass das passieren wird? Ist doch ein Katastrophendenken, wir werden nicht hungern. Uns passiert nichts, das System ist sicher, selbst wenn ein paar Banken pleite gehen. Er sah mich an. Nein. Wir werden nicht hungern.

//

Wir sind zu hungrig. Wir werden nie satt. Es schadet dennoch nicht, etwas mehr zu kaufen, oder? Das Zeug wird ja nicht schlecht. Schrittweise bewegten wir uns vorwärts. Wir lassen jetzt niemand vor, egal, ob er einen vollen Wagen hat, oder nur ein, zwei Sachen, sagte ich zu S. Er nickte. Als wir an der Reihe waren, zahlte er mit Karte. Dann luden wir den Leiterwagen voll. Auf dem Weg nach Hause wurden wir gemustert. Meist unverständliche Blicke, auch ein paar Lacher. Eine Frau sagte zu ihrer Freundin, hast du die Penner beim Großeinkauf gesehen? Er ging langsam, der Leiterwagen war schwer mit dieser Last. Er murmelte vor sich hin, ich konnte ihn nicht verstehen. Bot an, ihm ziehen zu helfen, er hatte abgelehnt. Es ist nicht weit bis zu seiner Wohnung, nur zwei Querstraßen, aber alle zwanzig, fünfundzwanzig Meter blieben wir stehen, er streckte sich, dann wechselte er die Hand, mit der er weiter zog. Es war kalt in diesem Herbst, trocken, aber kalt und dennoch stand ihm der Schweiß im Gesicht. Weil er sich bückte, schliff sein Mantel ein wenig am Boden und der schwarze Saum färbte sich gräulich. Hinter uns knirschte der Leiterwagen. Wo hast du den eigentlich her, fragte ich. Der stand im Keller. Einfach so. Keine Ahnung, wie lange schon. Ich hab' ihn nie bemerkt, aber gestern ist er mir aufgefallen. Wir stellen ihn später einfach zurück, vielleicht braucht ihn bald jemand anders –
C. sagt, was für eine bescheuerte Geschichte, außerdem könne sie S. sowieso nicht ausstehen, er kleide sich nicht nur wie ein Penner, er sei auch einer, irgendwie jedenfalls; warum ich überhaupt mit ihm befreundet wäre? Ich schweige zu ihren Vorwürfen, C. schimpft noch ein wenig weiter; dann gehen wir wieder 'rein in die Bar, 'rein in den warmen, dämmrig erleuchteten Raum. Dass manche Gäste später Flaschen auf den Boden werfen werden, nur um am Geräusch der Scherben, am Klirren ein bisschen mehr Geilheit für den Mensch neben sich zu empfinden, stört mich jetzt nicht mehr, als C. meine Hand greift: eintreten, gemeinsam – hinausgegangen sind wir jeder für sich. Ich trinke heftig an diesem Abend. Nicht nur, um das zu vergessen, sondern vor allem, weil C. und ich nach unserer kurzen Versöhnung wieder zu streiten anfingen. Ich glaube, es war etwas belangloses, viel weniger bedeutend als die Sache mit dem Wolf oder S. letzter Großeinkauf. Vielleicht habe ich gesagt, ich würde mit ihr sammeln gehen, zur Not, wir könnten uns ja auch so einen Beschützer auf vier Beinen zulegen. Wirklich,

ich weiß es nicht mehr und seither ist ein wenig Zeit vergangen.

Heute, die Zeitung aufgeschlagen, im Regionalteil ein Foto. So schaut er mich an, der Wolfsartige mit seinen gelben Bernsteinaugen. Freilaufend, heißt es da. Nicht gefährlich, steht da. Besitzer unbekannt, und dass sie ihn trotzdem jagen wollen, weil er schon mehrmals in der Nähe von Spielplätzen gesichtet wurde. Es wüsste außerdem niemand, ob es nun ein Wolf sei, oder nur ein seltener Wolfsartiger, eine Kreuzung vielleicht. Nur der Sicherheit wegen, zum Abschuss freigegeben – mit Betäubungspfeilen, steht da. Ich will C. anrufen und ihr erzählen, dass bald auf Spielplätzen, oder vielmehr in deren Nähe, mit Betäubungsgewehren rumgeballert wird, aber mir fällt ein, dass wir immer noch Streit haben, wegen neulich Abend. Ich mache mich allein auf den Weg, hin zu dem Ort, wo ich den Wolfsartigen vermute; und bin froh, dass kein Gewehr über meiner Schulter baumelt. Nur, es ist schon spät, bald wird es dunkel werden. Jagdzeit.

DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an: info[youknowit]parsimonie.de

Hinweise zu Texteinsendungen auf: www.parsimonie.de

Redaktion:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschriften:

Fabian Bross
Schwarzenbergstr. 87
89081 Ulm

Elias Kreuzmair
Bergmannstr. 4
80339 München

Hinweise zu Texteinsendungen findet ihr auf:
www.parsimonie.de
info[youknowit]parsimonie.de
Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

//